Der Diakonissen-Freund.

Monatsheft des Diakonissenmutterhauses in Philadelphia.

26. Jahrgang. Mai 1915. No. 5.

Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden.

Math. 28, 18.

Das ist ein köstlicher Trost in schwerer Zeit: Jesu Majestät und Macht überragt alles im Himmel und auf Erden. Alle Menschen und alle Engel, die ganze Tierwelt und alle Naturkräfte müssen sich beugen vor dem, der unser Herr und Helfer ist und uns die Verheißung seiner Gegenwart bis an das Ende gegeben hat. Aufs Tiefste ergriffen folgen wir aus der Ferne dem furchtbaren Völkerkrieg, an dem Nationen zu verbluten drohen und der auch unser amerikanisches Volk leicht in seinen Strudel mitreißen kann; ratlos stehen wir dem jetzt in manchen Ländern schon übergroßen Elend und den noch bevorstehenden, schlimmeren Folgen gegenüber; doch als Jünger Jesu verzagen wir nicht. Wir mögen vor unverstandenen Führungen staunend stehen und fragen, mögen bei schweren Schlägen aufschreien im ersten Schmerz, aber verzweifeln können und wollen wir nicht, denn unser Heiland hat alle Gewalt im Himmel und auf Erden. Er lebt und er hilft! Ganz besonders aber haben wir solchen starken unerschütterlichen Glauben nötig im Hinblick auf die Folgen dieses Krieges für die Arbeit des Reiches Gottes in der Welt. Die Heiden in fernen Ländern und die Weltklugen daheim schütteln mit spöttischem Lächeln den Kopf über die „christlichen" Völker, die sich alle zu demselben Gott und Heiland bekennen und die doch dessen Wort und Gebot nicht zur Norm ihres Handelns und zur Entscheidung ihrer Schwierigkeiten dienen lassen. Wird daher weitere Missionsarbeit auf Erfolg rechnen dürfen? Wird überhaupt in absehbarer Zeit eine Verständigung, ein gegenseitiges Vertrauen, wohl gar ein Zusammenarbeiten evangelischer Christen der jetzt sich bekämpfenden Nationen möglich sein? Lesen wir die Auslassungen hervorragender evangelischer Geistlichen in England und Frankreich, so scheint sogar der Wunsch, die Deutschen zu verstehen, ausgeschlossen; und in unserem geistig leider noch nicht genügend selbstständigen Amerika finden solche Stimmen ein kräftiges Echo und tragen Verstimmung hinein in die Kreise der gleichen Glaubensgemeinschaft. Wohin wird das noch führen? Nicht nur etwa zum Kampf der Geister, sondern zum Siege der Wahrheit, Gerechtigkeit und Bruderliebe! Der Herr, der Allgewaltige, lenkt Herzen wie Geschicke nach seinem Wohlgefallen und zu aller Gotteskinder Heil. Wer sich aber als Jesu Jünger bekennt, hat damit auch die jetzt doppelt wichtige Aufgabe, scharf zu scheiden zwischen Person und Sache. Er muß den Bösen lieben, während er dessen Bosheit bekämpft, dem Unrecht Tuenden vergeben, während er das Unrecht bestraft und darf bei allem Zeugnis gegen

Leidenschaft und Lüge den nicht vergessen, der über alle dem Streit der Menschen selbst das letzte Wort sprechen wird als Richter der Lebendigen und der Toten! Er sitzt im Regimente und führet alles wohl, alles bei dem geringsten Gotteskinde und bei den mächtigsten Völkern, denn er hat alle Gewalt im Himmel und auf Erden. Darum getrost!

Kriegserfahrungen des Evangelischen Kinderheims in Stanislau, Galizien.

(Schluß.)

Die Fahrt von Stanislau nach Stryj dauerte nicht 3½ Stunden, sondern 62 Stunden! Nur langsam, ruckweise, ging es auf der eingleisigen Strecke vorwärts. Die ganze erste Nacht, volle 12 Stunden lang, standen wir still in einer kleinen Station. Es war eine schreckliche Nacht. Wir waren ja auf eine so lange Fahrt nicht vorgesehen, das Brot ging aus und der mitgenommene Tee half uns nicht, denn wir hatten kein heißes Wasser und konnten auch in dem Wagen nicht kochen. Bei uns befand sich eine schwerkranke Frau, die furchtbare Schmerzen litt. Unsere Hausmütter hatten kleine Kinder, die kaum ein halbes Jahr alt waren, das eine, ein zartes Pflänzchen, war ganz mit der Flasche aufgezogen und konnte nun keine Milch bekommen! Daß niemand ein Auge zutat, war selbstverständlich. Und dieser ersten Nacht folgte eine zweite ebensolche und dazu zwei lange bange Tage, die wir dabei in beständiger Furcht vor dem Herannahen des Feindes und den immer neuen Aufregungen über die wechselnden Gerüchte, die von Stanislau herüberflatterten, zubrachten. Es waren doch tatsächlich die Verpflegsmagazine in Brand gesteckt worden und die Flüchtlinge, die in späteren Zügen oder zu Wagen kamen, wollten genau wissen, daß auch unsere Kirche und ein Teil unserer Gebäude ein Raub der Flammen geworden sei.

Endlich langten wir in Stryj an, aber aussteigen durften wir nicht. Der ganze Bahnhof war von Militär überflutet und für die Zivilbevölkerung abgesperrt. Die Flüchtlingszüge, in denen sich auch zum Teil Gefangene und Verwundete befanden, wurden auf ein rückwärtiges Gleis geschoben und niemand durfte aussteigen. Zugleich wurde aber auch bekannt, daß die nächsten Tage überhaupt keine Züge für Zivilisten mehr verkehren würden.

Was sollten wir nun machen? Die Zustände in unserem Wagen waren geradezu entsetzlich. Es war wieder abends und es schien ganz unmöglich, mit den kranken, schwachen und kleinen Kindern noch eine Nacht in diesem Wagen zuzubringen. Ich stieg aus und bestürmte den Stationskommandanten, daß er uns doch wenigstens erlauben sollte auszusteigen und in die Stadt gehen zu dürfen. Er wollte mich anfangs gar nicht hören: „Ich habe jetzt nur Interesse für Leute, die schießen können!" sagte er, und ich sah auch selbst, wie der arme Mann von allen Seiten angelaufen wurde. Lemberg war geräumt und aus Stryj wurde nun die ganze große Truppenmacht

die bei und um Lemberg gestanden hatte, rückwärts befördert. Alle paar Minuten rollten neue Militärzüge aus und ein und doch ging es den einzelnen Befehlshabern immer noch nicht schnell genug. Aber ich ließ nicht nach, ich machte es wie jene Witwe im Evangelium, die den ungerechten Richter schließlich mit ihren Bitten doch übertäubte. Offiziere, die unser Elend gesehen hatten, halfen mir, und so erreichte ich schließlich, daß er mir einen Leutnant und einige Soldaten zu Hilfe gab, damit unsere Anstaltsgemeinde den Zug verlassen und aus dem Bahnhof herausbefördert werden konnte. „Aber in fünf Minuten", sagte er, „muß alles heraus sein." Das war keine leichte Aufgabe. Wir mußten die Kinder, die schwachen und kranken, da alle Gleise voller Züge standen, erst durch mehrere andere Züge, in denen zum Teil schon Militär einwaggoniert wurde, hindurchschleppen, ebenso all unser Gepäck, dann über die Gleise, zwischen Lokomotiven und rangierenden Zügen hindurch, alles in fliegender Hast! Aber schließlich stand ich doch auf dem großen Bahnhofplatz mit meiner ganzen Schar und nun hieß es: „Was nun weiter?" Wir schlugen dann, neugierig von der ungeheuren Volksmenge, welche die Straßen füllte, angestaunt, den Weg zum evangelischen Pfarrhaus ein. Als wir dort eintrafen, trafen wir die Pfarrersleute beim Einpacken. Auch in Stryj war alles auf der Flucht — es war genau dasselbe Bild wie in Stanislau. Und doch, wie viel Liebe haben uns die lieben Pfarrersleute und die Stryjer Glaubensgenossen an diesem Abend noch erwiesen! Sie kamen bald zusammengelaufen, brachten Milch, Brot, Obst, um unsere ausgehungerten Kinder zu erquicken, dann wurde ein großes Strohlager in der evangelischen Schule bereitet und bald lag alles nach den furchtbaren Strapazen der vergangenen Tage übermüdet im tiefsten Schlummer. Nur wir Erwachsenen saßen noch lange und berieten, wie wir es weiter machen wollten. Da absolut keine Züge mehr verkehrten, blieb uns nichts weiter übrig, als die Reise zu Fuß fortzusetzen. Ein Glück war es, daß unsere vier Lastwagen am selben Tage nach vielen Beschwerden wohlbehalten in Stryj angelangt waren. Nun hatten wir doch Proviant und konnten die Kleinsten und Schwächsten fahren lassen!

Am nächsten Morgen hielten wir in aller Frühe unsere Andacht in der evangelischen Kirche in Stryj und dann ordnete ich meinen Zug. Voran in unserer offenen Bryczka, dem besten Wagen, den wir hatten, die armen Mütter mit den kleinsten Kindern, dann im langen Zuge unsere Kinderschar, barfüßig, um das Schuhzeug zu schonen, jedes sein Päckchen auf dem Rücken, dazu verteilt die Erwachsenen als Begleiter und Aufseher und dann die Uebrigen, die sich unserer Gemeinde angeschlossen hatten, dann ein Wagen mit Kindern unseres Kinderspitales und den Krüppeln, die sogenannte Sareptafuhre, und dahinter die Lastwagen. So gings im langen Zuge nicht auf der großen Fahrstraße, die völlig vom Militär überflutet war, sondern auf Landwegen, teils durch die Wälder, ostwärts. Allmählich hob sich die Stimmung, ja, im Walde begannen wir sogar zu singen. Dann aber, als in fliegender Hast Kavallerie-Patrouillen und Autos mit Offizieren vorbeijagten und wir wieder immer näher den Kanonendonner hörten, war die Stimmung ge-

drückt. Mittags hatten wir in Brigidau, wo auch alles auf der Flucht war, gerastet und dann kam der lange, lange Nachmittag, beständig unter Kanonendonner und im Anblick hin- und herjagender Truppen. In später Abendstunde erreichten wir eine deutsche Kolonie, wo wir freilich nur mit großer Mühe Unterkunft erlangten, weil alles mit Militär und Flüchtlingen überfüllt war. Am nächsten Tag sollte es uns freilich noch schlimmer gehen. Zunächst wären wir beinahe überhaupt nicht weiter gekommen, denn die Straße, auf der wir vorwärts wollten, war plötzlich durch Militär abgesperrt und es schallte uns der Ruf entgegen: „Halt! Hier darf niemand anderer als Militär durch!" Und doch hatten wir solche schreckliche Eile. Wir konnten ja nicht mit Autos fahren und es waren nicht starke Krieger, sondern kleine schwächliche Kinder, die hier vor dem immer nachsetzenden Feind auf der Flucht waren. Ich bat, ich beschwor die Unteroffiziere, uns doch durchzulassen, aber sie beriefen sich auf ihre Instruktion. Da plötzlich sausten zwei militärische Autos heran, der Schlagbaum ging in die Höhe, die Autos fuhren durch. In demselben Moment hatte ich schon, rasch entschlossen, meinen Kindern den Befehl erteilt: „Im Galopp hinterher! Und ehe der Schlagbaum niedergehen konnte, stürzte die ganze Schar durch, unsere Wagen hinterher. Die Soldaten schrien, brüllten laut — aber sie sind machtlos. Jetzt packen sie mich und wollen mich arretieren. „Wenn Sie den Vater dieser 200 Waisenkinder jetzt wirklich ihnen nehmen wollen, dann tun Sie es!" Da sah mich der Feldwebel, ein Mann mit bärtigem Gesicht, gewiß Familienvater, mit einem Ausdruck an, den ich nie vergessen werde. Er blinzelte den anderen zu, sie lassen mich los und bald bin ich wieder bei meiner Schar.

Am Abend dieses Tages hofften wir wieder eine deutsche Kolonie zu erreichen. Diesmal eine deutsch-katholische, aber ehe wir noch hinkommen, kommen uns unsere vorausgeschickten Quartiermacher entgegen mit der Schreckensbotschaft: „In Kranzberg ist alles überfüllt, in jedem Haus Einquartierung und dazu ist noch heute nachmittags Pfarrer Faust mit tausend Dornfeldern mit Wagen, Kindern und Vieh angerückt!"

Was sollten wir nun tun? In der Nähe von Kranzberg lag ein ruthenisches Dorf. Dorthin lenkten wir unsere Schritte. Es war schon gegen 10 Uhr und bitterkalt. Die armen Kinder konnten nicht mehr vom Fleck. Ich sprach einen ruthenischen Bauer an und sagte ihm: „Führe mich zu deinem Pfarrer!" Er wollte erst nicht mit der Sprache heraus. Endlich verrät er mir: „Der Pfarrer ist eingesperrt." Jetzt wußte ich schon Bescheid Das war einer von den vielen russenfreundlichen Popen, die in diesem Kriege eine so verhängnisvolle Rolle gespielt haben. „So führe mich zum Lehrer, ich muß diese Kinder hier in der Schule unterbringen." „Der Lehrer ist auch eingesperrt!" Ach, da sind wir in ein schreckliches Nest gekommen. Aber da war keine Zeit zum Besinnen. Wir boten den Bauern Geld an und schließlich öffneten sie uns ihre Hütten. Die Kinder fanden in der sogenannten alten Schule, in der offenbar gerade vorher Militär gelegen hatte, ein Strohlager.

So ging es weiter im ganzen sechs Tage lang mit unendlich

vielen Schwierigkeiten und Abenteuern. Aber auch mit immer neuen Erfahrungen der gütigen Durchhilfe Gottes. Es ist doch niemand ernstlich krank geworden und niemand ums Leben gekommen. Wenn ich heute daran zurückdenke, so erscheint es mir immer wie ein Wunder! Nach den sechs Wandertagen hofften wir in Vandrow, einem deutschen Dorf, mitten im Gebirge, Ruhe zu finden. Mit großer Liebe nahmen uns Pfarrer Salfeld und seine Gemeinde dort auf. Aber auch dort war uns keine Ruhe beschieden. Wir waren dort kaum drei Tage, da pochte auch dort der Kriegslärm an die Pforte. Wollten wir den Russen nicht doch noch schließlich in die Hände fallen, dann hieß es weiter wandern. Mit schwerem Herzen griffen wir wieder zum Wanderstab, diesmal leider nicht bei schönstem Wetter, sondern bei strömendem Regen. Nach vier Stunden erreichten wir, bis auf die Haut durchnäßt, eine kleine Eisenbahnstation, in der sich wieder uns das alte Bild darstellte; alles überfüllt von Militär und Flüchtlingen, von Train und Munitionskolonnen, für uns nirgends eine Unterkunft. Mühsam erreichte ich, daß die vor Frost und Nässe zitternden Kinder wenigstens in einem großen Holzschuppen vorübergehend sich unterstellen durften. Aber was wir weiter machen sollten, war mir völlig dunkel.

Da fügte es Gott, daß ich auf der Straße plötzlich einen lieben Bekannten, früheres Mitglied unserer Stanislauer Gemeinde, fand, einen Ingenieur der Staatsbahn, der auch auf der Flucht war. Er war starr vor Schreck und vor Staunen, als er mich und meine ganze Anstaltsgemeinde sah und sagte mir sofort: „Zu Fuß werden Sie den Russen auf keinen Fall entfliehen, allenfalls mit Pferden, aber Sie haben ja nicht genug Wagen, da kommen Sie nicht weiter!" Dann meinte er: „Wir müssen es durchsetzen, daß Sie doch mit der Bahn befördert werden. Zufällig ist gerade der Staatsbahndirektor aus Lemberg hier und er ist ein menschenfreundlicher Herr, wenn er diesen Jammer sieht, wird er sich erbarmen und doch durchsetzen, daß Sie einige Wagen bekommen und an einen Militärzug angehängt werden!"

Und so ist's geschehen. Es kostete ja noch einige Mühe, aber unser treuer Freund hat es schließlich doch durchgesetzt. Wir bekamen wieder vier Viehwagen und wie froh waren wir, so schmutzig und dunkel und häßlich auch sonst diese Wagen waren, daß wir nun doch wenigstens wieder unter Dach waren. Dann sind wir nach 24stündiger Fahrt zunächst bis Neu-Sandez in West-Galizien gekommen, wo wir von der evangelischen Gemeinde, auch von der militärischen Einquartierung, die die evangelische Schule besetzt hatte, uns aber gern Platz machte, mit größter Liebe aufgenommen und verpflegt wurden.

Und dort in Neu-Sandez fand ich auch ein Telegramm aus Wien vor vom Präsidenten des evangelischen Oberkirchenrates, der durch eine eigenartige Verkettung von Umständen schon von unserer Flucht erfahren hatte und mir mitteilte, daß ich mit meiner gesamten Anstaltsgemeinde in den schönen Anstalten des evangelischen Diakonissenhauses in Gallneukirchen in Oberösterreich Aufnahme finden und selbst auch vorläufig die dort erledigte Stelle des

Pfarrers und Rektors dieser Anstalten übernehmen könnnte. Mit welcher Freude wir diese Botschaft aufnahmen, das ist nicht zu beschreiben. Zwar sind wir nun wieder volle 50 Stunden bis Wien unterwegs gewesen, immer geleitet von unserem treuen Führer, dem oben erwähnten Ingenieur, aber wie gern ertrugen wir jetzt alle Beschwerden und Mühsalen, wo wir ein sicheres Ziel, ein neues Heim, eine Zuflucht vor Augen sahen!

Dann kamen noch unvergeßliche Stunden in Wien, wo uns die dortigen evangelischen Gemeinden und vor allem der „Christliche Verein junger Männer" in seinem schönen Heim aufnahmen und zwei Tage beherbergten, während der wir uns einigermaßen wieder erholen konnten und reiche, wahrhaft beschämende Liebe von der Wiener Bevölkerung und den dortigen Glaubensgenossen erfuhren.

Nun ist meine Anstaltsgemeinde schon seit vollen fünf Wochen in dem schönen Gallneukirchen in voller Sicherheit, getragen und umgeben von viel Liebe und Freundlichkeit. Und wenn auch die Erhaltung der großen Schar bei der wechselnden Teuerung Schwierigkeiten macht, um so mehr als die evangelischen Anstalten in Gallneukirchen selbst sehr hilfsbedürftig sind, so haben wir es doch noch keinen Augenblick bereut, dorthin unsere Schritte gelenkt zu haben.

Ja, wir können Gott nicht genug dafür danken, daß er uns an diese Stätte, welche man mit Fug und Recht als die Wiege der inneren Mission in Oesterreich bezeichnet, geführt hat, wo uns der Geist des unvergeßlichen Martin Boos, des katholischen Priesters, der hier vor mehr wie hundert Jahren als Prediger evangelischer Glaubensgerechtigkeit wirkte, wo uns der Geist des teuern Ludwig Schwarz, des Begründers der hiesigen Anstalten, umweht. Wie vieles können wir hier lernen für die Zukunft! Wie wertvoll ist es für uns, einmal hier in die gesegnete Arbeit des ältesten Diakonissenhauses, das wir in Oesterreich besitzen, nicht nur hineinblicken zu dürfen, sondern aufs innigste an seinem Wirken und Wesen teilnehmen zu können.

Unsere Lankenau Geburtstagsfeier.

Das deutsche Blatt unserer Kirche, „Der Deutsche Lutheraner", bringt darüber folgenden Bericht aus der Feder eines Gliedes des Redaktions-Komitees, den wir mit Dank hiermit auch unseren Lesern bieten:

Im Diakonissenhause in Philadelphia fand am 18. März im engeren häuslichen Kreise eine würdige Feier zu Ehren des bekannten Gründers der Anstalt, John D. Lankenau, statt. Die Feier begann nachmittags 4 Uhr in der Kapelle mit einem Gottesdienst. Der Rektor des Diakonissen-Mutterhauses, Pastor Dr. Bachmann, hielt die Liturgie, und Pastor Dr. G. C. Berkemeier, ein Mitglied des Verwaltungsrates, die Festrede über die Worte aus 1. Kor. 13: „Die Liebe höret nimmer auf". Der Verwaltungsrat und die ganze Hausgemeinde war in der Kapelle versammelt. Die herr-

lichen Gesänge des Schwesternchores wirken besonders auf einen seltenen Gast immer ergreifend. Nach einem gemeinsamen Abendbrot fand im Schwesternkreise noch eine gemütliche Nachfeier statt, bei der verschiedene Lieder gesungen und Ansprachen gehalten wurden. Schon nahezu 14 Jahre sind vergangen, seit am 30. August 1901 der edle Gründer des Diakonissenhauses und Wohltäters des deutschen Hospitals zu seiner ewigen Ruhe einging. Johann Diedrich Lankenau wurde am 18. März 1817 in Bremen geboren. In demselben Jahre also, wo man das 400jährige Reformations-Jubiläum feiern wird, wird man Lankenaus 100jährigen Geburtstag feiern dürfen. Es mag darum interessant sein, hier einen kurzen Ueberblick über Lankenaus Leben zu geben. Als Sohn eines Kaufmanns empfing er einen tüchtigen Unterricht in den Bildungsschulen seiner Vaterstadt. Ostern 1832 wurde er von Dr. Johann H. Bernhard Dräseke konfirmiert. Gleich darauf trat er in das Büro des Kolonialwaren-Geschäftes von Tiersch & Gerischer ein, welche die Nachfolger der Firma seines Vaters, Lankenau & Tiersch, waren. Am 4. August 1836 verließ er das Elternhaus, um hier in Philadelphia im Geschäft von Wicht, Werner & Co. einzutreten. 1845 bildete er mit einem Neffen des Herrn Wicht die Firma „Wicht und Lankenau". Am 9. Oktober 1848 verheiratete er sich mit Fräulein Mary Johanna Drexel. Fast 25 Jahre lebte er mit ihr im glücklichen Ehebunde, bis im Mai 1873 ihm der Tod seine Gattin entriß. Sein Schwiegervater Drexel war ein Hauptgönner des Deutschen Hospitals in Philadelphia. Nachdem dieser 1863 gestorben, wurde Lankenau im Januar 1869 zum Präsidenten des Deutschen Hospitals erwählt. Dies Amt bekleidete er bis zu seinem Tode. Durch seine Hilfe wurde der Umzug des Hospitals von der 20. und Norris Straße nach dem jetzigen Grundstück wesentlich ermöglicht. Ebenso ist der großartige Aufschwung der Anstalt von da an, die Ausdehnung ihrer Räumlichkeiten, die Rekonstruktion der ganzen inneren Verwaltung, besonders durch die Einführung von Diakonissen, wesentlich sein Werk. Seine Zeit, seine Mittel, seine reiche Geschäftserfahrung, seine Liebe und Hingebung waren dem Wohl dieses Werkes gewidmet. Seine Ehe war mit zwei Kindern gesegnet, ein Knabe und ein Mädchen, von denen ersterer, sein Sohn Frank, ihm am 23. Februar 1877 als blühender Jüngling durch den Tod genommen wurde. Die Tochter Elise starb im Jahre 1882. Am 10. November 1886 wurde der Grundstein zum Mary J. Drexel-Heim gelegt, dem Lankenau bis zu seinem letzten Atemzuge ein treu fürsorgender Vater geblieben ist. In aufrichtiger Dankbarkeit versammelt sich darum die Hausgemeinde alljährlich zur Geburtstagsfeier von „Vater Lankenau".

Zur Anstaltschronik.

Unsere Schwestern haben zu einem „Maifest", das von hiesigen hervorragenden Frauen, darunter eine ganze Reihe englischer Abkunft, zum Besten des deutschen und des österreichischen Roten Kreu-

zes am 7. Mai in einer Vorstadt Philadelphias veranstaltet wurde, reichlich allerlei feine Handarbeit beigesteuert wie auch letzten Winter zu einem für denselben Zweck arbeitenden Bazaar. Es schlagen doch in unserem Abendlande vieler Herzen für Deutschlands Sache und durchaus nicht nur in deutschen Kreisen. Das ist um so wichtiger, da in diesen Tagen infolge der Versenkung der „Lusitania" mit solch beklagenswertem Menschenverlust wieder viel gegen Deutschland gehetzt wird mit leidenschaftlichem Appell an das Gefühl und mit vorsichtiger Verhüllung des involvierten internationalen Kriegsrechts. Ruhig und rechtlich denkende Bürger, besonders solche englischer Abstammung, leisten Deutschland wie Amerika in diesen Zeiten unschätzbare Dienste.

Die Oberabteilung unserer Musikschülerinnen unter Schw. Flora Moyer gaben am Donnerstag, den 17. April, ein vortreffliches Konzert, das von Fleiß und Tüchtigkeit der vortragenden Schülerinnen zeugte. Die Unterabteilung unter Schw. Thekla Daly hatte ihr jährliches Konzert schon am 10. Februar. Es ist uns eine Genugtuung, daß der Forderung nach gründlichem Musikunterricht in unserer Lankenau-Schule völlig Rechnung getragen und neben Klavier auch Orgel und Violine gelehrt wird.

Die Diakonissensache durfte der Anstaltspastor vor der Danville-Konferenz in Selins Grove, Pa., am 27. April und vor der Wilkesbarre-Konferenz in Mauch Chunk, Pa., am 4. Mai vertreten. Letztere Gelegenheit war besonders willkommen, da die Versammlung und der Abendgottesdienst in der Kirche des Herrn P. Lauer, des Vaters unserer Hilfsprobemeisterin Schw. Grace Lauer, die auch gerade auf kurzem Besuch daheim weilte, stattfand. Das herzliche Entgegenkommen bei den Gelegenheiten, sowie das neu gestärkte Interesse für die Diakonissensache, bürgt dafür, daß solche Reisen nicht zwecklos sind. — Am 21. April galt ein Besuch in Reading, Pa., mit einem Vortrag über „Innere Mission", dem seit Neujahr gegründeten Verein für Innere Mission der englischen Holy Trinity Gemeinde. Der Verein zählt fast 250 Glieder und entstand dadurch, daß man sich etlicher fremder Kinder annahm, die neugierig von der Straße sich dem festlich geschmückten Saal des Jugendvereins genähert hatten. Seither kommen an mehreren Wochenabenden von 30 bis 40 solcher Kinder daselbst zusammen zur Belehrung und Unterhaltung und hat sich ganz unerwartet der Gemeinde ein neues Arbeitsfeld aufgetan. Das ist Innere Mission, wie sie auch andere Stadtgemeinden betreiben sollten.

Alle Leser des „Diakonissenfreund" sind freundlichst ersucht, auf dem Adreßzettel nachzusehen, ob sie schon für 1915 bezahlt haben, wie es das Postgesetz vorschreibt. Wir müssen jetzt die Liste revidieren und möchten doch niemanden streichen, der das Blatt weiter zu halten wünscht. Für kleinere Beträge nehmen wir gern Briefmarken an.